

Tagung

Katja von der Bey / Nina Lübbren
**Zur 5. Kunsthistorikerinnen-Tagung vom
18.-21. Juli 1991 in Hamburg**

Für vier Tage fanden sich in Hamburg rd. 800
Kunsthistorikerinnen und Künstlerinnen zusam-

men, um die rd. 60 wissenschaftlichen und erst-
mals auch künstlerischen Beiträge¹ der 5.
Kunsthistorikerinnen-Tagung zu diskutieren.

Die Vorbereitungsgruppe – 13 Künstlerinnen
und Kunsthistorikerinnen –, die zu diesem

Zweck den Gertrud Bing Verein ins Leben gerufen hat, stellte diesmal zwei Themenschwerpunkte zur Debatte: »Zum einen wird der in Berlin [auf der letzten Kunsthistorikerinnen-Tagung 1988, d. V.] erhobenen Forderung entsprochen, zum anderen wird versucht, die Kommunikation zwischen Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen durch neue Formen des Austauschs in Schwung zu bringen.«²

Organisatorisch wurde auf dieser Tagung im Gegensatz zu der vorangegangenen bis auf das eröffnende und abschließende Treffen auf Plenumsveranstaltungen verzichtet. Jeweils rd. 4 Beiträge waren zu Sektionen gebündelt, von denen bis zu drei vor- und nachmittags parallel liefen. Auf diese Weise sollten alle Referentinnen ausreichend Redezeit erhalten; als nachteilig stellte sich aber heraus, daß die Übersicht über die Ergebnisse der einzelnen Sektionen und deren Bündelung nicht möglich war. Die ersten beiden Kongreßtage waren hauptsächlich von dem Theorieschwerpunkt bestimmt. Als Ausgangspunkt sollten hierbei die Ansätze Aby Warburgs besondere Berücksichtigung finden, weil sie, so die Vorbereitungsgruppe, »eine Nähe zu aktuellen theoretischen Positionen feministischer Forschung aufweisen.«³

Bei den Sektionen zu Warburg war auffallend, daß viele Referentinnen dazu neigten, die feministischen Fragen an diesen »Vater der Kunstgeschichte« nicht zu stellen, sondern ihn stattdessen als Legitimationsfigur für subjektive Forschungskonzepte einzusetzen. Auf diese Weise wurde Warburg als Künstler oder als »Feminist« (!) vermittelt. Im Anschluß an Diskussionen der letzten Kunsthistorikerinnen-Tagung⁴ wäre es z.B. sinnvoller gewesen zu fragen, warum die psychohistorischen Ansätze Warburgs unvollendet sind und warum und um welchen Preis sein Name dennoch eine solche Popularität erlangen konnte.

Nur wenigen Referentinnen gelang es, übergreifende Fragestellungen zu formulieren und an feministische Forschungsergebnisse anzuschließen. Carola Muysers setzte in ihrem Beitrag »Zum Mythos der Marylin Monroe unter besonderer Berücksichtigung der Theorie Aby

Warburgs oder ›I just want to be wonderful‹ den Begriff der Warburgschen »Pathosformel« ein, um zu zeigen, daß Monroe auf einen Kanon historischer Posen zurückgreift, um sich selbst erfolgreich zu inszenieren, selbst wenn diese Posen in den 50er Jahren längst sinnentleert sind oder modifizierte Inhalte transportieren.

Sigrid Schade entwickelte am Beispiel einer Fotodokumentation des Psychiaters Charcot vom Ende des 19. Jahrhunderts über hysterische Frauen in der Salpêtrière die Frage nach Herkunft und Funktion eines solchen ästhetischen Konzeptes mit medizinischem Anspruch. Die hysterischen Anfälle, die hinterher von Charcot nach Sequenzen kategorisiert und zusammengestellt wurden, leitete er teilweise artifizell bei seinen Patientinnen ein. Schade wies auf die Ähnlichkeit dieses Repertoires von Haltungen zu Posen auf Tafelbildern hin. Reproduzierten die Patientinnen nicht vielleicht solche bekannten Posen, um das »Weibliche« darzustellen? Inszenierte nicht der Arzt und Fotograf die gewünschten Ergebnisse? Liefert die Kunstgeschichte, so könnte man weiterfragen, nicht eben durch ihre Be- und gleichzeitig Festschreibung das Material für eine neuerliche Reproduktion hierarchischer Rollenbilder?

Irit Rogoff versuchte in ihrem Vortrag »Feminising Fascism – Configurations Of Gender And Museum Display Strategies« zu zeigen, wie wir kulturelle Prozesse als geschlechtliche (gendered) lesen können. An Bildern aus Ausstellungen z.B. des Deutschen Historischen Museums (Berlin) und des Stadtmuseums Osnabrück wies sie nach, daß die heutige Präsentation der NS-Zeit von Gegenständen der Alltagskultur, der privaten oder privatisierten Sphäre geprägt ist. Die fragmentarische, »weibliche« Präsentation im Museum steht im Gegensatz zur »männlichen« heroischen offiziellen Kultur des NS. Diese »Trümmerästhetik« zeige eine Welt von Opfern und biete sich den zeitgenössischen BetrachterInnen zur Identifikation, eine Verdrängung der unliebsamen Geschichte durch eine Feminisierung.

Der 2. Schwerpunkt »Künstlerinnen« bot neben der Ausstellung »Das andere Gedäch-

nis»⁵ in der Hamburger Kampagnenfabrik und an anderen Orten der Stadt eine Vielzahl Veranstaltungen von Künstlerinnen und Historikerinnen, in denen künstlerische Arbeiten vorgestellt wurden.

Performances in ansonsten theoretischen Sektionen lockerten das Ambiente und die Diskussionen nicht nur erheblich auf, sondern trugen erstmals auf einer solchen Tagung dazu bei, akademische Vortrags-Rituale praktisch zu hinterfragen.

Claudia Reiche (»Mit den Augen hören – Ein Vortrag, der auch eine Performance ist«) brachte »wissenschaftliche Hilfsmittel« mit – einen Spiegel, eine Brille mit aufgeklebten Riesenaugen, eine Lupe, Plastikohren –, um zu verdeutlichen, wie in der Medientechnik der Apparat unsichtbar gemacht werden muß, damit die ZuschauerInnen und ZuhörerInnen sich auf das Programm konzentrieren und nicht auf das Rauschen im Hintergrund oder den Fernsehapparat.

Insgesamt wurde sowohl das Bedürfnis der Künstlerinnen klar, in den Kunsthistorikerinnen kompetente Ansprechpartnerinnen und Kritikerinnen zu finden als auch das Bedürfnis der Kunsthistorikerinnen, durch Kontakte zu Künstlerinnen Anschluß an die zeitgenössische Kunst zu finden.

Sollen die Kunsthistorikerinnen für die Karriere der Künstlerinnen mobil werden? Oder sind die Künstlerinnen nur dazu da, Material für die Arbeit der Kunsthistorikerinnen zu liefern? Zwischen diesen Extremen changierten auch die Diskussionen, und weiterhin bleibt offen, was ein Zusammentreffen der beiden Fraktionen, die sich als solche auch oft darstellten, anderes bewirken soll als ein wachsendes Interesse aneinander. Dies wäre schon ein befriedigendes Ergebnis⁶, darüber darf aber nicht vergessen werden, daß dem auch institutionell noch viel im Wege steht. Daß Kunsthistorikerinnen beispielsweise ihre akademischen Arbeiten selten über zeitgenössische Künstlerinnen schreiben, wie auf der Tagung kritisch angemerkt wurde, liegt schließlich auch daran, daß solche Themen in den Prüfungskommissionen

oft nicht durchsetzungsfähig sind.

Eine übergreifende berufspolitische Diskussion über diese brennenden, aber eben auch lähmenden Fragen hätte für beide Themenschwerpunkte vielleicht mehr Klarheit verschafft. Die Situation der Kommilitoninnen und Kolleginnen aus den neuen Bundesländern kam ebenso wie die unveränderte und sich sogar verschärfende Lage in der alten BRD im Plenum nicht zur Sprache. Vielleicht war dies auch ein Grund dafür, daß die Diskussionen auf dieser Tagung insgesamt so spärlich waren. Oder ist die Kultur des Miteinanderstreitens, die auf der Berliner Tagung 1988 noch so vehement gefordert und auch geübt wurde, bereits wieder Vergangenheit, so fragten besorgte Teilnehmerinnen – leider erst – im Schlußplenum.

Kritisiert wurde dort auch die große Anzahl traditioneller Vorträge, die keinen feministischen Anspruch mehr hätten und die Frauenforschung der letzten zehn Jahre ignorierten, als ob »das Patriarchat schon abgeschafft wäre«.

An dieser Stelle müssen Überlegungen über die Struktur und Postition einer solchen Tagung einsetzen: Kontroverse Beiträge in einzelnen Sektionen könnten dazu beitragen, die Fachdiskussionen von Spezialistinnen um übergreifende Fragen zu erweitern. Hierzu gehört wesentlich eine inhaltliche Vorbereitung, die bei solch großen Tagungen von der jeweiligen Organisationsgruppe vielleicht nicht mehr allein zu leisten ist. Die Tagungen, das muß immer wieder hervorgehoben werden, fordern von einer Handvoll engagierter Frauen bis zu zwei Jahre lang harte, unbezahlte Arbeit, die nur selten von Universitäten oder Hochschulen unterstützt wird. Es scheint Überlegungen wert, ob nicht künftig eine größeres, beratendes Gremium an der Vorbereitung der Tagungen mitwirken sollte.

Wir dürfen gleichzeitig die Kunsthistorikerinnen-Tagungen nicht als Dienstleistungsunternehmen ansehen, in dem alle Fragen und Diskussionen schon vorgedacht sind und bei denen die Teilnehmerinnen mit didaktischem Geschick zu Ergebnissen geführt werden. Das Gelingen der Diskussionen hängt in hohem Maße von den kritischen Beiträgen der Teilnehme-

rinnen ab. Hierbei geht es nicht um harmonie-
stiftende Ergebnisse. Ein Sinn dieser Tagungen
ist, Positionen zu klären und Fragen neu zu for-
mulieren. Kongresse dieses Ausmaßes mit Teil-
nehmerinnen aus europäischen Ländern, den
USA und diesmal sogar erstmals aus der
UdSSR haben einen Stellenwert, der trotz der
Opposition zu traditionellen Veranstaltungen
Konkurrenzdenken und Profilierungsversuche
von Referentinnen, die den aktuellen Stand der
feministischen Forschung nicht kennen, nicht
ausschließen kann.⁷ Das Votum des Schlußple-
nums für die Fortsetzung der Tradition der
Kunsthistorikerinnen-Tagungen impliziert, sich
in gewissem Maße mit diesen Strukturen abzu-
finden, die zwar immer wieder kritisiert werden
müssen, die aber nicht gänzlich zu vermeiden
sind.

Die Kritik an dieser Tagung ist ein Indiz
dafür, daß große Tagungen im Abstand von bis
zu drei Jahren zu wenig sind. Die schon lange
eingeforderten kleineren Projekte und Sympo-
sien finden nur vereinzelt statt, sind aber not-
wendig, um die Kontinuität der Diskussion zu
wahren.

Hierzu beitragen könnte auch eine kritische
Veröffentlichung eines Teils der Tagungsbeiträ-

ge. Derzeit ist die notwendige Teilfinanzierung
hierzu jedoch noch nicht gesichert.

Abschließend sei der Hamburger Vorberei-
tungsgruppe für ihre Arbeit, die erfahrungsge-
mäß noch lange Zeit nach der Tagung andauern
wird, auf das Herzlichste gedankt.

Anmerkungen

- 1 Thesenpapiere zu den einzelnen Vorträgen sind im
Reader der Tagung abgedruckt.
- 2 Vorwort der Veranstalterinnen, Reader der Tagung, S.
3-4.
- 3 Reader der Tagung, S. 4.
- 4 Vgl. den Tagungsschwerpunkt »Spiegelungen«. Blick-
Wechsel. Konstruktionen von Männlichkeit und Weib-
lichkeit in Kunst und Kunstgeschichte. Hrsg. v. Ines
Lindner u.a., Berlin 1988, Kapitel 1.
- 5 Es erschien ein Ausstellungskatalog: Das andere Ge-
dächtnis. Hrsg. vom Gertrud Bing Verein zur Förderung
von Frauenforschung in Kunst und Kunstwissenschaft
e.V., Hamburg 1991.
- 6 Ich bin nicht ich, wenn ich sehe: Dialoge – Ästhetische
Praxis in Kunst und Wissenschaften von Frauen. Hrsg.
v. Theresa Georgen u.a., Berlin 1991.
- 7 Da die Rezensentinnen sich an dieser Stelle nicht
einigen konnten, sei dieser Satz als Meinung Katja von
der Beys gekennzeichnet.